

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Freitag, den 25. Dezember 1914



Die junge Weihnachtstanne.

(Von Edward Stillebauer.)

Am Waldestrande, wo die Schwelstern
leben,
Grünt Jugendkraft ein schlanker Tannen-
baum.
Er sah des Winters Eis vorübergehen,
Den Landmann seine reifen Aehren
mehren,
Des Herbstes Sturm durch starke Zweige
wehen
Und träumte seiner Zukunft goldenen
Traum.
Es trug der Wind ein wunderbar Ge-
webe
Vom Wald her in sein jugendliches
Gehe,
Von dort, wo alle stehen im schwarzen
Düster,
Die Eichen, Buchen, Birken und die
Kiefer,
Und seines Stammes Eltern und Ge-
schwister,
Klang's klar und deutlich, schiefelreich
herbor:

Von längst versunkenen Zeiten sprach
die Kunde,
Von stolzer Äste auserwähltem Los,
Wie der als Last flog um des Erd-
balls Runde,
Der zweite stülzt' den Traht für ferne
Stunde,
Als Brett ein dritter barg die letzte
Stunde,
Ein vierter ward gekürzt zum Flam-
mentloß.
Er träumt und träumt und füllt mit
heißem Bangen
Die Art im Holz, so nah ist er dem
Ziel,
„Mit Gold und Silber wird man mich
bekanzen,
In hundert Herzen Schimmer werd'
ich pranzen,
Und Kinderhände werden nach mir
langen.“
So sprach der junge Tannenbaum und
... fiel.

„Der Jugend Traum hab' ich dahin-
gegeben
Und stand doch kaum im meinem sech-
sten Jahr,
Der Freude galt mein Tod gleich wie
mein Leben,
Ich sank der Liebe edelstem Weibchen,
Darf ich der Weihnachtsfeier für
euch wehen,
Und bin beglückt, weil alles Hoffnung
war!“

Eine Künstlerweihnacht.

Einmal war Weihnachten lustig
für Fritz Holz, den Maler, und das
andere Mal traurig.
Aber immer war etwas ganz
Besonderes los.
„Es schlägt ein,“ sagte Fritz Holz.
Vor fünfzehn Jahren... ja, da
hatte es mal gut eingeschlagen!
Da war Fritz Holz ein frischer
Dreizehnjähriger.
Ein sehnsüchtiger Bube, der sei-
nen Lieblingswunsch erfüllt sah.
Ein richtiger, großer Forstenkasten
stand auf dem Weihnachtstisch!
Für ihn... die ganze Farben-



freudigkeit für ihn ganz allein!
Das war ein Spaß!
Neulich aber sagte Fritz Holz:
„Das war damals der erste Schritt
zum Verderben...“
Zu einer Anwendung von Besti-
mimus sagte er das.
Denn schlecht ging's ihm.
Mal ging's eine Zeitlang und
dann kamen die Sorgen wieder.
Aber er lachte die Not aus. Lach-
te ihr mit hellen Augen in das
Grungeflücht.
War auch manchmal sein Küchen-
zettel ärmlich und sein Zimmer kalt:
die Kunst gab reiche Freude und
sein Gemüt war so leicht!
So leicht, daß er über den grauen

Erdendunst dahinschwabte wie ein
Falter, ein Zitronenfalter, der leuch-
tet!
Im vorigen Jahr zum Weih-
nachtsfest... da schlug's böse ein!
Da verlieh ihm die liebe, zierliche
Wylba, das schide, reizende Mäd-
chen.
Das war ein Schlag!
Aber sie war ja so reich und er
so arm, sie so lustig und er gerade
damals so jämmerlich bedrückt!
Diese dummen Anwandlungen
von Glendekater! Er war doch sonst
nicht so.
Wenn er aber ihre schönen Kleider
sah und seinen zerschlossenen Winter-
mantel! Donn machte er ein Ge-
sicht... ein mifmutiges. Und das
gefiehl der kleinen Wylba nicht.
Aus wars!
Und nun war ein Jahr um, und
auch dieses Weihnachtsfest war durch
einen harten Schlag verderben.
Grab' heute zum Heiligabend!
Das kam so: Vor einigen Tagen
überfiel unsern Fritz Holz eine un-
behagliche Wanderlust. Das kam
öfter vor. Warum auch nicht? Eine
Studienreise durch die herrlichen
Schneefelder! Das ist doch etwas
Wunderschönes. Ja, es war ein
Genuß, und frohster Laune kam er
heute früh nach Haus.
Da fand er eine Depesche auf dem
Tisch liegen: „Kommen Sie schnell
zu mir mit Bildern. Vor Heilig-
abend, sollen verschickt werden.“
So ein Pech!
Nun wars zu spät. Das wäre
nun ein großartiges Weihnachtsge-
schäft gewesen. Fürslich hätte er
es feiern können, und nun hatte er
seinen blanken Taler mehr in der
Tasche.
Vorbei, vorbei!
Das war ein frohlicher Heiligabend.
Der Wind piffte durch die alten
Fenster, daß die Rauchwolken aus
Holzens langer Pfeife in kreiselnde
Bewegung kamen, wenn sie in die
Nähe des Fensters gelangten. Ein
paar Tannenweige lagen verstreut
im Zimmer als Ersatz für den
Christbaum. Auf dem Tisch stand
ein Glas heißen Rotweins, der
blutig stimmerte im flackernden
Schein der Petroleumlampe.
Die Glocken klangen, und von wei-
tem hörte Fritz Holz Weihnachts-

gefänge aus Kinder mund. Das
stimmte ihn weich und rührselig.
Aber er wollte nicht sentimental wer-
den, und so paffte er, paffte un-
aufhörlich aus der langen Tabak-
pfeife, damit er zur Rührung gar
keine Zeit habe.
„Am Weihnachtsmorgen dachte er:
„Ob ich's versuche?“
„Es war ja aussichtslos, heute noch
zu dem Bauer zu gehen, der die
Wilder vor Heiligabend haben woll-
te. Aber der hatte schon früher mal
ein Bild gekauft, der reiche Proß,
und da mußte er sich in Erinnerung
bringen, sich entschuldigen.“
Fritz prüfelte vor Anstrengung,
als er bei dem Bauer ankam. An
jeder Seite trug er ein mächtiges
Selbstbild in Holzleisten.
„Er ist im Stall...“ sagte die
Magd, bei der sich Holz höflich an-
meldete.
„Soll ich ihn holen?“ fragte die
Magd, und Fritz Holz bejahte.
„Er hat keine Zeit,“ sagte die
Magd, als sie wiederkam, „Sie soll'n
nach'n Stall kommen...“



Das gleicht dem Prohen, dachte
Fritz Holz und jagte einen knurrigen
Hund weg, der die weichen Tücher
beschnüffelte, mit denen die Bilder
umfüllt waren.
Der Bauer stellte sich breitbeinig
vor Fritz Holz hin, betrachtete aber
seine Kälber, die frisches Futter be-
langen.
„Ich habe Ihnen doch gesagt, daß
Sie vor Heiligabend kommen sollen...“



heute brauchen Sie mit dem Zeug
nicht zu kommen...!“
Holz dachte vor Wut. Der Bauer
stand mit den Händen in den Tas-
chen vor ihm und betrachtete mit
spöttischem Lächeln den Künstler.
Dem stand der Schweiß auf der
Stirn, denn die Bilder wurden ihm
so schwer, daß er sie kaum noch hal-
ten konnte.
„Nee, nee... id kann die Bilder
nich mehr brauchen,“ wiederholte der
Bauer, „aber mein Haus soll gestri-
chen werden... Sie können mir
mal die Farbe angeben...“
Als ob das so sein mußte...
dachte Fritz Holz. Aber die Bilder
mußte er einmal ablegen... so ein
Gewicht!
„Ich kann die Bilder wohl erst
mal in ein Zimmer stellen?“ fragte
er bescheiden.
„Legen Sie sie doch hier hin...
da liegen sie ganz gut...“ sagte höf-
lich der Bauer, dem es Spaß mach-
te, den geistig überlegenen, aber
wirtschaftlich schwächeren Künstler
von seiner Gnade abhängig zu se-
hen.
Nach einer Ecke des Stalles wies

er gleichgültig. Das sollte den
Maler kränken.
Auf dem schmutzigen Lehmbofen
legte Fritz Holz die grauumbüllten
Gemälde.
„Schöner Platz für die Kunst...“,
dachte er. Dann ging er und gab
dem Bauer die Farben an.
Der Schred, als er zu seinen
Bildern zurückkehrte! Mit wüten-
dem Knurren wurde er in der Ecke
empfangen. Der Hund hatte sein
heimliches Sehnen nach den Tüchern
gestillt und auf dem oberen Bilde
hatte er sich eine freundliche Lager-
stätte errichtet.
Eingehüllt in weichen Umfschlag,
die scharfen Tagen in die noch feuch-
te Delfarbe getraut, jaß er da.
Und er verteidigte sein künstleris-
ches Bett.
Bei jeder Bewegung wurde es
impressionistischer!
Im ersten Augenblick schwoll Fritz
Holz die Farnesader.
Aber dann ging ein Leuchten über
sein Gesicht.
Mit geschmeidiger Verbeugung
führte er den überraschten Bauer
vor die eigenartige Hundebettstelle.
„Das Bild kostet zweihundertfünf-
zig Mark... Sie haben dem Bilde
den Platz angewiesen...“, sagte der
Maler mit leisem Spott.
Lange dauerte der Redzweiß nicht
und die Galbfische klapperten...
„Wenn die Menschen der Kunst
nicht helfen wollen, so können auch
mal die Hunde...!“
Mit diesem Wort eröffnete Fritz
Holz am zweiten Weihnachtstage eine
fidèle Feier.
Schmetternde Lachsalben stießen er
und seine Freunde aus.

Regel.
Weil nie der Mensch sich selbst genug,
Drum soll er Andere lieben.
Du übest nur an die Verung,
Wenn dir dies fremd geblieben! —
Am Liebenahmen und im geben
Weicht im Grund das ganze Leben!

— Kleiner Schlauberger.
Karlchen (vor Weihnachten): „Pa-
pa, wir sollen über die Weihnachts-
ferien einen Aufsatz machen, in dem
wir den heiligen Abend beschreiben,
die ganze Beschreibung und so,
wieicht Du?“
„So, na, dann arbeite nur recht
sorgfältig.“
„Ja — aber er soll minde-
stens drei Seiten lang wer-
den!“



— Hieb. Hausfrau: „Sind
Sie denn zufrieden mit Ihrem
Weihnachten, Vina?“
Köchin: „Ach ja, mein Bräuti-
gam hat sich sehr anständig gezeigt.“
Vina: „Sind Sie denn zufrieden mit
Ihrem Weihnachtsessen?“
Köchin: „Ach ja, mein Bräutigam
hat sich sehr anständig gezeigt.“
Vina: „Sind Sie denn zufrieden mit
Ihrem Weihnachtsgeld?“
Köchin: „Ach ja, mein Bräutigam
hat sich sehr anständig gezeigt.“
Vina: „Sind Sie denn zufrieden mit
Ihrem Weihnachtsgeld?“
Köchin: „Ach ja, mein Bräutigam
hat sich sehr anständig gezeigt.“



Der Weihnachtstraum eines jungen Mädchens.

Die Weihnachtsrule

Sie muß dabei sein, die Weih-
nachtsrule; unter dem Lichtermeer
des Christbaumes steht sie mitten zwi-
schen den Puppen und den schönen
Festkostgaben, zwischen all dem Zuder-
werk und süßem Confett stark und
struppig als ein Symbol für den
Ernst des Lebens! Wie kommt der
strenge Gast unter allen Glanz der
Festfreude, wie wagt sich dieser
Geist der Strafe hinein in die Welt
der Liebe und Gnade? ... Die Rule
hat im Laufe der Jahrhunderte ihren
Zweck und ihre tiefere Bedeutung gar
sehr verändert; außerdem eine un-
pädagogisch gefasste Zeiten haben aus
ihre, die ein Segenszweig und ein
Unterpfand neuen Glanzes und Ge-
deihens war, das böse Werkzeug ge-
macht, „das da zu Lehre und Dis-
ziplin gehöret“. Der altgermanische
Baumkultus sah im Zweige ein un-
gesehndes Element der Kraft, das
durch die lange Winterrzeit sich fort
und fort erhalte bis zu schönerer
Wiederentfaltung im Frühling. So
brach man denn am Winteranfange
zwei Zweige von den Bäumen und
stellte sie feierlich auf in Wasser oder
in einem Topf mit Erde, auf daß sie
auch in der dunklen, kalten Zeit er-
blühen und ihren Vorfrucht warmerer
Tage in's Haus hineinbringen möch-
ten. Durch einen Schlag mit solch
einem Segenszweig, glaubte man,
werde dem Betroffenen Glück und
Gedeihen gesendet.

Zweige, der ursprünglich als blühend
gedacht war, und erhielten dafür Ge-
schente; das Schlagen galt also noch
als etwas Gutes. Mit der allmäh-
lichen Einführung der Weihnachtsbe-
schneuerung in unserem heutigen Sinne,
die erst nach der Reformation in der
zweiten Hälfte des sechzehnten Jahr-
hunderts geschah, wurde dann die
„Christrule“, der „Christbüchsen“ bei-
gefügt, jenem geheimnisvollen Bun-
del, in das die Geschenke zusammen-
gebunden wurden, um dann den Kin-
dern in's Haus getragen zu werden.
Diese Rule erhielt nun ganz lang-
sam den gestrigen, lehrhaften Reben-
sinn, den wir ihr auch heute noch bei-
legen.
Die Sitte, daß die Kleinen Ver-
wände und Freunde schlugen, bestand
noch weiter fort. Noch um 1800 be-
trachtete davon der Leipziger Magister
Eberhard, aber er versteht den Sinn
dieses Brauches nicht mehr und
nimmt an, die Ruten würden den
Kindern „auf Anleiten der Eltern“
geschenkt, „um sich dadurch desto grö-
ßere und mehrere Geschenke, nament-
lich von Vätern, zu verschaffen.“
Unterdessen hatte jedoch die Weih-
nachtsrule längst jene moralische
Ausdeutung erhalten, die in ihr neben
all den süßen Freuden des weihnäch-
tlichen Festes des Lebens Bitterniss
und Strenge repräsentiert sieht.

Eine Christbaum-Katastrophe.



Wohl Vertren von ihrer Laßt,
Wippt empor der schwarze Ast!



Ach, des Lebens Süßigkeit
Wendet sich oft schnell in Leid!